



Vor der Schrift

Jan Kuhlbrodt

Plättner Verlag

11 1111 1 1111

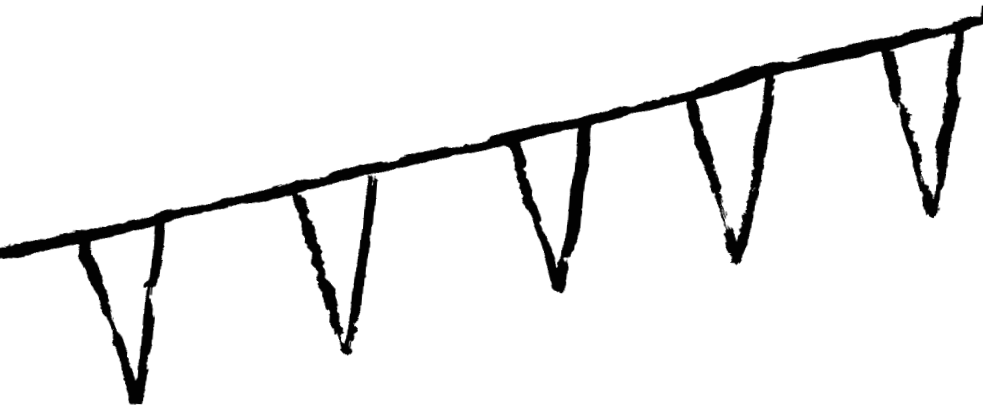
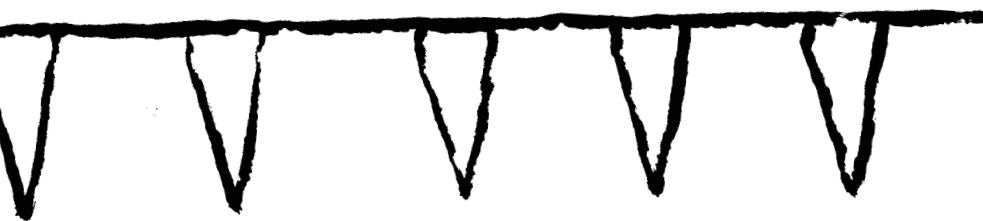


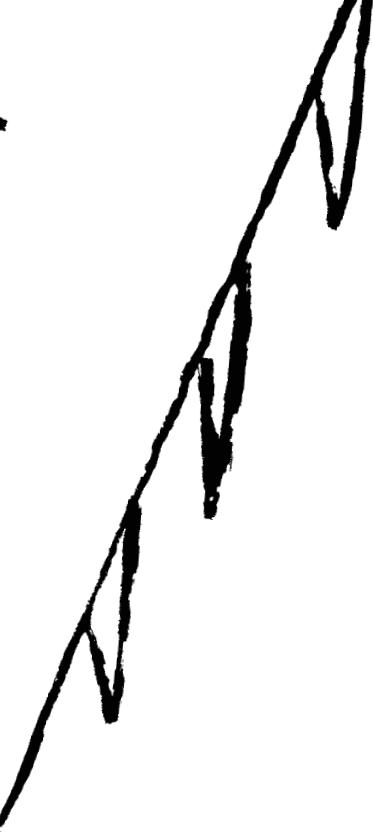
Vor
der
Schrift

Jan Kuhlbrodt

Plöttner Verlag

01 1111 1 0111





Die erste Wohnung

In die Mauern des Hauses war Wasser gezogen. Die Tapeten verfärbten sich dunkel, kaum dass mein Vater sie angebracht hatte. Der Kleister ist nie richtig getrocknet, bis zur Sanierung in den neunziger Jahren nicht. Es ist ein Wunder, dass dieses Haus nicht in sich zusammengefallen ist, eine leichte Erschütterung hätte meiner Ansicht nach gereicht. Vielleicht wurde es ja von den Birken gehalten, die ihm aus dem Dach wuchsen.

Wenn ich später im Bus daran vorbeifuhr, blickte ich lange Zeit in blinde Erdgeschossfenster, und irgendwann wurden sie zugemauert. Es hatte keinen Sinn mehr, die Scheiben zu ersetzen, und wer brauchte in einer leeren Wohnung schon Tageslicht? Vielleicht hatten Tiere in den Räumen Zuflucht gefunden, streunende Katzen, Hunde oder Ratten, höchstwahrscheinlich aber türmte sich nur Sperrmüll auf Müll, und die Bewohner der benachbarten Häuser lagerten Dinge hier ab, die ihre Brauchbarkeit längst verloren hatten.

Sicher sind sie nachts gekommen, mit ihren Handwagen, auf denen sie löchrige Wasserkessel und modrige Schränke transportierten, frühe Elektrogeräte mit Steckern, die in die neuen Dosen nicht passten, und sie haben sich heimlich ins Haus geschlichen.



Die Ornamente auf der Tapete erinnerten mich damals an silberne Eicheln, und es sollten wohl auch silberne Eicheln sein, Erinnerungen an deutsches Laub, als habe der Krieg den Fantasien der Tapetendesigner nichts anhaben können. Sie waren schwer zu interpretieren, aber sie wellten sich über der nassen Wand wie die Oberfläche eines sanften Meeres oder eines größeren Binnensees.

Ein Bild, das ich später Ende der Neunziger wieder erblickte, als ich ein Leipziger Zimmer in einem unsanierten Altbau bezog. Kühne Weichzeichnung. Bewohnbar, wenn man so will. Eine Wohnung mit Badeofen, und in den Ecken der Zimmer löste sich das Papier von den Wänden. Silberne Eicheln. Reißzwecken hielten nicht im feuchten Putz. Mein Mitbewohner und ich hätten zum gleichen Preis wohl auch etwas Besseres bekommen, aber wir wollten unbedingt dort wohnen, in der Nähe unserer Stammkneipe und gleich gegenüber dem Theater.

Vielleicht sind es nur die Kindertapeten, deren Aufdrucke sich über die Jahre ändern, vom Dumper oder Holztransporter hin zu roten Flitzern der Formel 1, weil die Erwachsenen meinen, die Kinder müssten mit der Zeit gehen. Mit geschlossenen Augen werden sie in die renovierten Zimmer geführt und mit neuen Tapeten für Veränderungen entschädigt, die, wie man so sagt, nicht zu vermeiden sind. Und vielleicht sind die Sicht und die Vorlieben der Erwachsenen dabei immer die gleichen geblieben, silberne Eicheln, oder sie halfen ihren Willen zur Veränderung einfach zu ihren Kindern hinüber. Denn Kinder wollen nicht umziehen, sie wollen aus ihrer Welt nicht heraus.

Im Wohnzimmer der Wohnung meiner Eltern rieselte mürber Putz von der Decke auf einen großen Kachelofen. Dort mischte er sich mit gewöhnlichem Hausstaub und bildete eine Drecksschicht, die meine Mutter mit dem Handbesen nur mühsam ent-

fernen konnte. Das Bürsten über den lehmgrauen Dreck, der sich im feuchten Raum mit Kondenswasser zu einem Brei verbunden hatte, als habe Mutter es nur getan, weil ihr das Muster gefiel, das die Besenborsten in der Oberfläche hinterließen. Wahrscheinlich aber wollte sie vor allem in der Nähe des Ofens stehen und dabei nicht vollkommen tatenlos wirken. Außer uns war zwar niemand im Raum, und ich kannte das Wort Faulheit noch nicht, trotzdem war Mutter immer in Bewegung, als fühlte sie sich beobachtet. Vor allem im Winter, wenn das Wohnzimmer das einzige Zimmer der Wohnung war, in dem geheizt wurde.

Ihren Gottesglauben hatte ihre Familie schon auf dem Weg aus dem Erzgebirge ins Chemnitzer Tal liegen gelassen, ihren Protestantismus allerdings bei sich behalten wie die Weißwäsche für die Aussteuer der Töchter, genau jene Wäsche, die in Eichenkommoden auf Dachböden die Zeiten überdauerte und niemals benutzt wurde, und die jetzt, da die Töchter nicht mehr heiraten oder aus anderen Gründen keine Aussteuer mehr benötigen, auf Flohmärkten feilgeboten oder in Heimatmuseen ausgestellt wird. Wir lassen den groben Stoff durch die Finger gleiten und erinnern uns nicht. Das Museale gibt den Blick frei auf eine andere uns fremde Welt, in der die Dinge mit ihrer Bezeichnung beklebt sind und uns ratlos blicken lassen, wenn eines der Zettelchen fehlt. Was ist das, Mutter? Achselzucken.

Die dunkelblauen Kacheln des Ofens hingegen waren mit Weinlaubmustern verziert. Mutter lehnte daran und nestelte in den Borsten des Besens herum, ich steckte meine Hände durch ihre Armbeugen hindurch an den Ofen und streichelte die Trauben oder tastete die rauen Fugen zwischen den Keramikflächen ab, während sich der Ofen langsam aufheizte, bis ich seine Wärme sogar im Rücken spürte.

So, sagte sie nach einer Weile und ging in die Küche. Als ob sie unsere Nähe länger nicht ausgehalten hätte, vielleicht sehnte sie sich nach etwas anderem, einem Raum, der von vornherein warm war, einem sauberen Ofen und vielleicht auch nur nach einem neuen Besen. Vielleicht sehnte sie sich aber auch nach meinem Vater, nach unbeschwerten Nachmittagen, nach verliebtem Herumtollen in einem großen Bett.

Die Mauer war erst ein paar Jahre alt, als ich mit Mutter in der Friedrich-Engels-Straße am Ofen lehnte und wurde in der Familie als antifaschistisch-demokratischer Schutzwall verteidigt. Mutter stand damals am Anfang. Und vielleicht sehnte sie sich gerade deshalb nach Rock Hudson und Elvis Presley. Mir gegenüber hätte sie dergleichen nie zugegeben. Heute sagt sie auf meine Fragen hin mehr oder weniger ironisch, sie habe immer nur meinen Vater geliebt.

Mein Vater schleppte morgens, bevor er ins Geschäft ging, einige Eimer Kohlen aus dem Keller in den Flur. Dann verschwand er und kam erst am späten Abend zurück, meist war ich da schon im Bett. Das Heizen überließ er meiner Mutter, die es perfekt beherrschte. Sie konnte die Kohlen im Ofen so schichten, dass sie schon nach kurzer Zeit durchgebrannt waren, und man die Klappen schließen konnte.

Ich hab meinen Vater derweil nicht vermisst, denn ich wusste, wenn ich nachts aufwachen würde und ins Wohnzimmer gehen, würde ich ihn sehen, es würde warm sein und er würde lächeln und mich wieder ins Bett tragen. Ich beobachtete die Kohlen, die sich erst rot färbten, dann gelb. Grau. Staubflocken lösten sich ab und fielen durch einen Rost in den Aschenkasten.

Obwohl er Optiker war, saß Vater am Abend über großen schwarz eingebundenen Büchern und schrieb Zahlen in Tabellen. Kleine

Kringel in blauen und roten Gittern. Mit einem Füllfederhalter aus schwarzem Bakelit. Es war die Arbeit eines Prokuristen. Allerdings trug er keine grauen oder gestreiften Ärmelschoner, keinen Mützenschirm an einem Gummiband über den Haaren und auch keine dicke Hornbrille. Er war ein eher eleganter Büromensch, in einer schmal geschnittenen Anzughose und mit weißem Hemd saß er über den Seiten und bediente hin und wieder eine kleine mechanische Rechenmaschine.

Zahlen auf schwarz emaillierten Metallplatten, Löcher in Schienen gestanzt, die mit einem kleinen Stahlstift bewegt wurden. Man konnte sie nach oben und unten schieben und manchmal gab's eine Weiche, von dort ging es auch vertikal. Ein schönes Spielzeug, doch leider hatte mein Vater die Maschine, wenn er sie nicht brauchte, sicher verstaubt. In einem ovalen Feld konnte man das Ergebnis der Rechenoperation ablesen.

Ich rechnete für eine Weile mit, allerdings ohne die Zahlen zu kennen. Sieben, sagte ich immer wieder, Sieben, weil mir der Klang gefiel und weil Sieben das einzige Wort war, von dem ich genau wusste, dass es eine Zahl bezeichnet. Ja, Sieben, sagte mein Vater, wie um mich zu beruhigen. Ich freute mich, meinte etwas Wichtiges vollbracht und ihm geholfen zu haben. Dann beugte er sich wieder über seine Bücher und schien meine Anwesenheit völlig zu vergessen.

Daran denke ich, wenn eine meiner Töchter in dem Bewusstsein, etwas Wichtiges und Gutes zu tun, einen Lappen aus dem Küchenschrank zieht, ins Bad läuft, ihn am Waschbecken nass macht und dann damit über einen Wohnzimmerschrank wischt. Meist ohne die Bücher davon abzuräumen. Was machst du? Ich will putzen. Der Lappen hinterlässt eine feinperlige Struktur. Die Wassertropfen, breit aufgetragen, ziehen sich ein Stück weit in sich zurück und werden später, wenn sie nicht schon eingetrocknet sind,

eine Schmutz- oder Kalkspur hinterlassen, die von den Büchern nicht mehr entfernt werden kann. Überall Wasserflecken. Wenn es schlecht läuft, zieht das Feuchte auch in den Schnitt und die Seiten wellen.

Meine Töchter meinen, das wäre Hilfe, und Hilfe, scheint mir, ist für ein Kind, die Tätigkeit eines Erwachsenen auszuführen, nicht um ihm die Arbeit abzunehmen, das käme ihm nicht in den Sinn, allenfalls um sie ihm streitig zu machen. Und es ist eine Tätigkeit, deren Sinn es nicht ermessen kann, eine Arbeit, die ihm also sinnlos erscheint. Ich muss allerdings zugeben, dass ich erst seit ich Kinder habe auch Staub wische und Fenster putze. Ich hatte irgendwann im späten Kindes- oder frühen Jugendalter das Interesse daran verloren.

Auch das Rechnen meines Vaters erschien mir vollkommen sinnlos, ein Spiel, das keinem so richtig Spaß machte, mir nicht, weil es eher eng war, so eingeklemmt zwischen dem Oberkörper meines Vaters und der Tischplatte, und ihm nicht, weil er ohne mich viel früher fertig gewesen wäre.

Hin und wieder erklang ein leises Stöhnen, wenn er sich die Brille auf die Stirn schob und lange in den Augen rieb, die Zahlen schienen dann auch für ihn ohne jede Bedeutung zu sein, winzige Ornamente, Vorgaben, um den Füller in Bewegung zu halten.

Mein Bewusstsein, dass das, was Vater tat, wichtig war, entsprang einzig der Beobachtung seiner Tätigkeit als Tätigkeit. Das Unermüdliche, das Fleißige. Zeigt her eure Füße, zeigt her eure Schuh, und sehet den fleißigen Bauarbeitern zu. Jemand machte das, ein Erwachsener, mein Vater zumal. Und im Ergebnis kein Haus. Die zugeschlagene Kladde sah genau so aus wie vorher, als sie unaufgeschlagen in irgendeinem Schrank ruhte.

Wir lernen, heißt es, indem wir nachahmen, also auch indem wir Bewegungen nachahmen. Und so übernehmen wir Haltungen.

Erst rein äußerlich, sitzen schon als Kind mit gekrümmten Rücken am Esstisch, doch der Ausdruck, den jene Haltung repräsentiert, wandert in unser Inneres. Wo wir ihn Jahre später, wenn wir in uns gehen, als eigene Überzeugung entdecken, eine Überzeugung allerdings, die uns selbst fremd ist. Der Körper als Knetmasse. Durch Nachahmung konditioniert, macht er sich seiner Umwelt gleich. In seiner äußeren Gestalt entwirft er das, das ihn füllt, macht es zu einer ihm sinnvollen, das heißt reproduzierten und reproduzierbaren Struktur.

Was darüber hinausreicht, reicht über die Grenzen unserer Welt. Wir sind, was andere waren. Und ich meine das zu wissen und bilde mir ein, dass nichts mich noch umhaut. Meine Frau beklagte sich schon, dass ich viel zu ruhig schlafe.

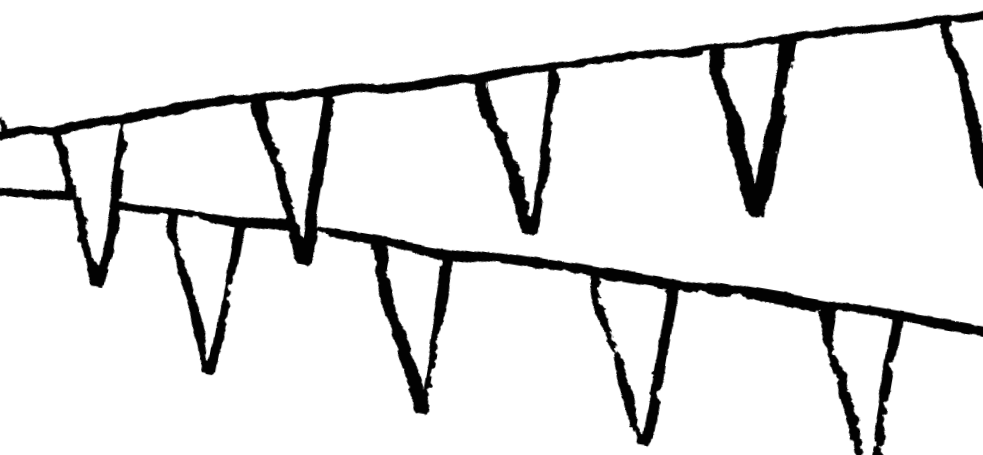
Vielleicht schlafe ich ja absichtlich so tief, um das, was ich weiß, zu vergessen, habe ich geantwortet, denn die Gewissheit ist gnadenlos. Besser also schlafen statt grübeln. Glücklich ist, wer vergisst, was doch nicht zu ändern ist. Eine Operettenweisheit. Darum sicher erschrecke ich jedes Mal, wenn ich in mir, meinen Gesten, meinem Tonfall den Vater entdecke. Das kann nicht sein, denke ich, so oft haben wir uns gar nicht gesehen.

Aus dem Fenster sah mein Vater nur, um mit einem kleinen Sternfernrohr die Sputniks am Nachthimmel zu beobachten, und wenn ich noch wach war, zeigte er mir die Raumfahrzeuge und er erzählte von Laika, dem ersten Hund im Weltraum, ein Wesen, das er offensichtlich zutiefst bewunderte. Der Blick nach oben ist in der Stadt der einzig unverstellte.

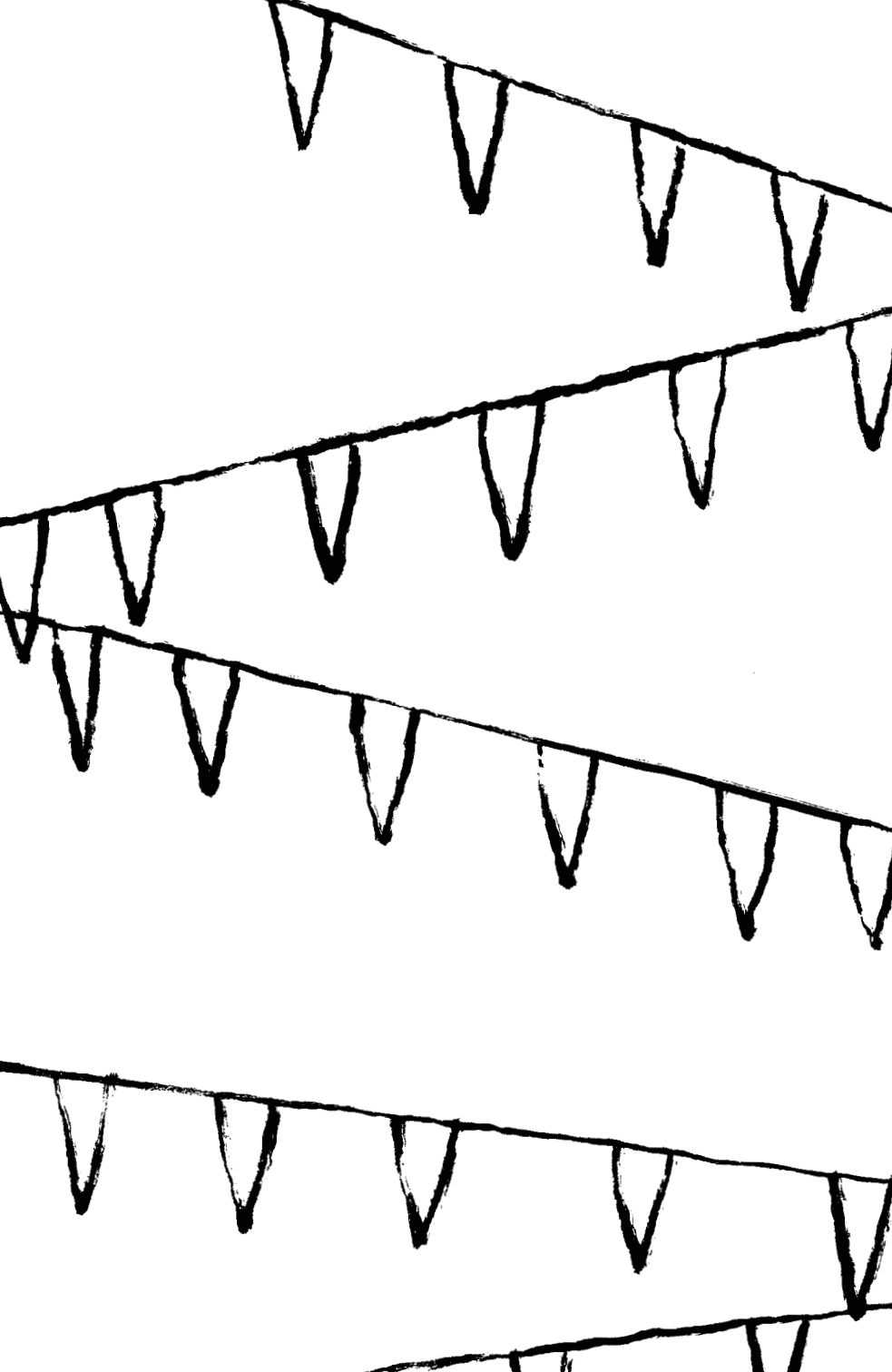
Mich kümmerte es wenig. Obwohl ich mir einen Hund im Raumanzug lustig vorstellte, die in den Helm eingearbeiteten Zipfel für die Ohren, eine Hülse für den Schwanz. Hat sie gebellt, wollte ich wissen. Sicher nicht, sagte mein Vater.

Als ich später erfuhr, dass Laika während des Fluges gestorben war, erfasste mich eine merkwürdige Trauer und kurz darauf große Wut. Als habe man mir einen Freund genommen, einen Gefährten.

Meine Tochter Sofia führte, als sie vier war, immer zwei Hunde mit sich. Es waren Tiere von unbestimmbarer Rasse und Größe. Einfach zwei Hunde, sagte Sofia. Wenn wir spazieren gingen, mussten wir, als der Weg abbog, immer wieder auf die Hunde warten. Sofia saß derweil auf ihrem Laufrad und blickte ins Gebüsch, oder den Waldrand entlang mit besorgtem Gesicht. Hin und wieder machte sie ein Geräusch, als piffte sie leise. So, sagte sie, jetzt können wir weitergehen. Weder meine Frau noch ich haben die Hunde jemals zu Gesicht bekommen. Wer weiß, was aus ihnen geworden ist. Jedenfalls sind sie nicht im Weltraum qualvoll verendet.







Jan Kuhlbrodt

Vor der Schrift



Roman

200 Seiten
gebunden

einige s/w-Illustrationen
ISBN: 978-3-938442-98-2
16,90 Euro

Oktober 2010



Foto: Marie-Luise Marchand

Mit *Vor der Schrift* gewährt Jan Kuhlbrodt einen authentischen und persönlichen Blick auf eine Kindheit in Karl-Marx-Stadt der 70er Jahre. Es ist eine Topographie einer Kindheit ungefähr in der Mitte der Frist, die der DDR beschieden war. Als Chemnitz noch Karl-Marx-Stadt hieß. Als Chemnitz Karl-Marx-Stadt war.

Das Übliche eben. Raumflug. Kohlenhandel. Krankenhaus. Holzrutschen. Clownskostüme. Fernwärmeleitungen. Sex und Politik. Perücken. Geschildert aus der Sicht eines Mannes der heutigen Zeit, rückblickend, wie er seine Kindheit erlebte.

»Sein ost-westlicher Zwilling Blick in die Jahre der Wende entdeckt die Tragik und Komik einer entwichenen Wirklichkeit, die Deutschland weiterhin prägt.«

Neue Zürcher Zeitung über »Schneckenparadies«

»Intelligenz, Witz und Beweglichkeit«

Börsenblatt über »Schneckenparadies«

Leseprobe

Meine Verwandten haben sich ungerne bewegt, haben den Schritt aufeinander zu gescheut. Irgendetwas muss sie daran gehindert haben, etwas, das jenseits ihrer Körper lag, kein Gebrechen also, wenn man die Zeit nicht als Gebrechen betrachtet. Bewegungsarmut. Ein Reflex vielleicht auf die Umgebung, auf die späten sechziger Jahre, als alles sich im Innern verlangsamt haben musste. Effizienter Einsatz der Ressourcen. Wie das Lachen, nur wenn es angebracht war, und auch dann immer verhalten, immer nur so, dass es wie ein Zitat wirkte. Die Autorität eines Anderen. Dabei lagen in ihren Stimmen keinerlei Klagen. Wir jammern ja nicht, sagten sie, zumindest nicht laut. Und wenn man nicht jammerte, blieb nicht all zu viel, worüber man hätte reden können. Der Rest war eingeübte Bewegung.

Jan Kuhlbrodt

geboren 1966 in Karl-Marx-Stadt/Chemnitz, studierte Politische Ökonomie in Leipzig, Philosophie in Frankfurt am Main sowie am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Derzeit ist er Geschäftsführer der Literaturzeitschrift EDIT. Zuletzt erschien von ihm: »Platon und die Spülmaschine« im Gustav Kiepenheuer Verlag sowie »Verzeichnis« und »Wagnis Warteschleife« in der Lyrikedition 2000. 2007 war Kuhlbrodt Teilnehmer am Autorenförderungsprogramm der Stiftung Niedersachsen.

Verlagskontakt: Plöttner Verlag GmbH & Co.KG, Sabine Seehawer, Marbachstraße 2, 04155 Leipzig

Telefon: 0049/341 561 08 72, E-Mail: presse@ploettner-verlag.de, Fax: 0049/341 590 38 59

Plöttner Verlag

|| ||| | |||